Eugen Freund

HABEN SCHON ALLE ABGESTIMMT?



Eugen Freund

Haben schon alle abgestimmt?

Notizen aus dem EU-Parlament



Abdruck des Textes von Antonio Fian auf Seite 37ff. mit freundlicher Genehmigung des Literaturverlags Droschl.

Aus: Antonio Fian, *Schwimmunterricht Dramolette VI* © Literaturverlag Droschl Graz – Wien 2016.

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01184-6

Copyright © 2019 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Sheila Ehm

Foto auf dem Schutzumschlag: EU-Parlament, Fotodienst

Satz und typografische Gestaltung: Danica Schlosser, danicagrafik.de

Druck und Bindung: FINIDR, s.r.o. - Český Těšín

Inhalt

| Vorwort | 7 |
|------------------------------------|-----|
| Brüsseler Impressionen | 9 |
| Wie alles anfing | 15 |
| Das EU-Parlament konstituiert sich | 41 |
| EU-Politik hautnah | 63 |
| Als EU-Parlamentarier auf Reisen | 103 |
| Die politische Arbeit im Parlament | 137 |
| Der Abschied | 167 |
| Ausgewählte Reden | 173 |
| Nachwort | 187 |
| Namenregister | 189 |

Vorwort

Denken Sie kurz an London, Paris, Amsterdam oder Stockholm. Was kommt Ihnen da in den Sinn? – – Eben! Und jetzt: Brüssel. Sehen Sie vor Ihrem geistigen Auge etwas anderes als schwarze Limousinen von Audi, Mercedes oder BMW, die vor dem Berlaymont-Gebäude vorfahren und dort Ministerpräsidenten aus- oder einladen?

Brüssel. Sie werden mir zustimmen, dass die Stadt, in der die EU-Institutionen mehrheitlich zu Hause sind. eher mit negativen Assoziationen verbunden ist. Vielleicht hat das auch damit zu tun, dass Sie immer wieder hören: "Brüssel verbietet das Wiener Schnitzel ... " (hat es nicht), oder überhaupt nur "Brüssel hat entschieden …". Und was da entschieden wurde, wird meist negativ dargestellt oder interpretiert. Mich erinnert das an Washington, das in den USA einen ähnlichen Ruf hat wie Brüssel in Europa. Natürlich wird dieses negative Bild diesen Metropolen nicht gerecht, weder der US-Hauptstadt noch der belgischen. Doch in den wenigsten Fällen wird die Vielfalt dieser politischen Zentren beschrieben, die (zum Teil) faszinierenden Gebäude, die schönen Parks, die außerordentlichen Museen, die internationale Küche, und, ja, auch der Multikulturalismus. Was Brüssel betrifft, kommt noch eine Eigenart hinzu: Unter den drei europäischen Institutionen wird in der Berichterstattung zweien eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt: der Kommission und dem Rat. Die Kommission ist ja so etwas wie eine europäische Regierung und daher sind Entscheidungen, die dort getroffen werden, immer interessant. Der Europäische Rat, ach ja, da ist immer die Frau Merkel dabei und natürlich auch der österreichische Bundeskanzler. Das reicht dann auch für entsprechende Artikel oder TV-Sendungen. Die dritte Institution, das EU-Parlament, fristet eher ein Mauerblümchen-Dasein. Es kann natürlich an den Parlamentariern liegen, die – wie ich – zu Fuß, mit dem Fahrrad oder mit dem eigenen Auto kommen. Das sieht vergleichsweise deutlich unspektakulärer aus als die Limousinen-Anfahrt vor dem Ratsgebäude. Vertreter der Nationalstaaten sind wie in der Kommission und beim Rat zwar auch dabei, doch hier sind es ungleich mehr. Und mehr ist schlecht: Wen zeigt man her, wen eher nicht? Bei insgesamt 750 Männern und Frauen aus derzeit noch 28 Nationen hat es jeder Brüssel-Korrespondent, jede Brüssel-Korrespondentin schwer, selbst wenn er oder sie sich nur auf die eigenen Landsleute konzentriert. Und überhaupt: das Parlament. So komplex, so bürokratisch, so unüberschaubar. Dazu kommt noch: Zwei Amtssitze, Brüssel und Straßburg – da kennt sich ja niemand mehr aus.

Ich habe mit dem vorliegenden Buch zumindest den Versuch unternommen, das Dickicht etwas auszuleuchten. Es sind, das muss ich einschränkend hinzufügen, meine ganz persönlichen Erfahrungen. Nicht alles, was ich im Außenpolitischen Ausschuss oder im Energieausschuss erlebt habe, kann auf andere Parlamentarier in anderen Ausschüssen eins zu eins übertragen werden. Und die großen politischen Querelen der vergangenen Jahre – seien es nun echte oder solche, die nur gute (ist gleich: schlechte) Schlagzeilen hergegeben haben – werden aus meiner Sicht dargestellt: Die muss nicht allgemein gültig sein. Und doch verbinde ich mit den folgenden Kapiteln die Hoffnung, dass das Europäische Parlament am Ende nicht mehr ganz das "unbekannte Wesen" sein wird, wie es das auch für mich am Anfang meiner Tätigkeit war.

Eugen Freund Wien, im August 2019

Brüsseler Impressionen

Eigentlich sollte jeder Besucher des Europäischen Parlaments einmal mit einem der 32 Lifte fahren. Nirgendwo sonst spürt man auf so engem Raum die Vielfalt dieses Kontinents. "Io credo ..." "Będziemy ..." "Bol včera ..." "Peixe morre ..." In dieser Situation gab es für mich nichts Interessanteres, als zu raten, woher meine Mitfahrer kommen. Wenn sie gängige Sprachen benützen, bleibt Vertrauliches in den meisten Fällen vor der Lifttüre. Wer will schließlich schon Geheimnisse preisgeben, man weiß ja nie, ob sich nicht auch politische Gegner in Hörweite aufhalten. Die einzigen, die sich da gar nicht zurückhalten, sind die Ungarn. Sie sind überzeugt, nein, sie wissen, dass ihre Sprache von niemandem - außer den eigenen Landsleuten, und die kennt man ja - verstanden wird. Was sie nicht wussten, war freilich, dass ich einmal vor vielen Jahren eine ungarische Freundin hatte, die mir rudimentäres Ungarisch beigebracht hatte. Den meisten Erfolg hatte sie zwar bei Hundekommandos (die im Kontakt mit Menschen nur begrenzt einsetzbar waren), aber immerhin war meine Aussprache einigermaßen fehlerlos. Einmal also war ich mit zwei Ungarn im Aufzug, die sich sehr angeregt, über Dokumente gebeugt, unterhielten. Ich stand völlig unbeteiligt daneben und - verstand kein Wort. Als sie dann allerdings ausstiegen, rief ich ihnen das Äguivalent unseres "Pfiat euch!" nach: "Visz lát!" Diese erstaunten, um nicht zu sagen: erschrockenen, Gesichter werde ich nie vergessen.

Tatsächlich: Was ich jeden Tag im Europäischen Parlament besonders geschätzt habe, war die Vielfalt der Sprachen, der Kulturen, der Geschichte, die die Mitglieder mitbrachten. Und das Ringen um Kompromisse: nicht nur zwischen den Parteien, die sich in Fraktionen zusammengefunden haben, sondern auch, immer öfter, zwischen einzelnen Mitgliedsländern und deren Vertretern im Parlament. Da ragten einige immer wieder heraus. Etwa Patrizia Toia, eine Kollegin aus Italien, die so schnell sprach, als wollte sie einen Buchstaben-Wettbewerb gewinnen. Sie stellte die Simultan-Dolmetscher immer auf eine harte Probe. Oder der Rumäne Victor Bostinaru, der häufig Englisch sprach, sich immer mit einem "Ssänk you!" bedankte und jedes "r" so rollte, dass man befürchten musste, seine Zunge würde jeden Moment brechen. Fabio Castaldo von der 5-Sterne-Bewegung ließ keine Gelegenheit aus, auf sich aufmerksam zu machen, wenn er irgendwo am Gang mit anderen Italienern plauderte und er einen Kollegen oder eine Kollegin sah: "Hello, my friend", rief er dann durchs ganze Stockwerk, und dann musste man ihm die Hand schütteln, ein paar Smalltalk-Floskeln austauschen. Schon hatte er wieder an Bedeutung gewonnen. In guter Erinnerung ist mir auch Charles Tannock, ein britischer Abgeordneter, der mit seinem breitkrempigen Hut und dem weit geschnittenen, fast bodenlangen Mantel durchs Parlament eilte, als wäre er gerade einem Spionageroman entstiegen. Auffallend war auch der Vertreter der deutschen Tierschützer-Partei, der im Parlament stets eine Baskenmütze trug, immer, Tag und Nacht, Sommer und Winter. Oder der Spanier Juan Fernando López Aguilar, der den Spitznamen "Lucky Luke" trug, vielleicht weil er dem Cartoon-Charakter entfernt ähnlich sah. Er fiel damit auf, dass er sich bei fast jedem Thema zu Wort meldete und dann auch nicht mehr zu bremsen war. Auch er gehörte zu den vielen Abgeordneten, die bei jeder Fraktionssitzung immer mit dem Satz begannen, erstens ganz kurz zu sein ("Brevemente!") und zweitens das nicht wiederholen zu wollen, was der Vorredner schon gesagt habe - um genau das dann aber doch zu tun.

In der Tat: Es wird viel geredet, aber besonders viel gesessen im Europäischen Parlament. Schließlich gibt es Ausschuss- und Unterausschusssitzungen, Fraktionsbesprechungen, Koordinationsaussprachen, Treffen mit Besuchergruppen und - nicht zu vergessen - Plenartagungen, also jene Sitzungen, zu denen alle Abgeordneten kommen. Oder fast alle. Oder manchmal auch nur wenige. Die Fotos mit dem schütter besetzten Plenarsaal gehören zu den Lieblingssujets der "Kronen Zeitung" und deren Leserbriefschreibern. "Gestern waren wir wieder Zeuge, als Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker über den letzten Stand der Brexit-Verhandlungen berichtete, und kaum ein Abgeordneter war zu sehen." Eh. Freilich kommt es auch immer darauf an, aus welchem Winkel der jeweilige Redner abgelichtet wird: Da sieht man dann mehr oder weniger Parlamentarier im Hintergrund. Ein Raum, der zumindest 750 Abgeordneten Platz bietet, sieht, selbst wenn 200 anwesend sind, von vornherein ziemlich leer aus, aber es stimmt schon: Nur bei Abstimmungen sind alle Abgeordneten im Saal.

Abgestimmt wird übrigens fast immer nur in Straßburg, Plenarsitzungen in Brüssel sind die Ausnahme. Das Prozedere ist dabei immer das Gleiche: Der/die jeweils amtierende Vorsitzende nennt den Gesetzestext, über den abgestimmt wird, wir Abgeordnete haben vor uns eine Liste liegen, in der alle Punkte fein säuberlich aufgelistet sind. In der Reihe der Anträge oder Abänderungsanträge steht dann ein Vorschlag der Partei, der man angehört: zustimmen oder eben ablehnen. Diesen Vorschlag gibt es deshalb, weil man als Mitglied zum Beispiel des Landwirtschafts- oder Sozialausschusses nicht jede Materie eines anderen Ausschusses profund kennen kann, sich also an den Kollegen orientiert, die dort tätig sind. Abgestimmt wird entweder per Handzeichen oder elektronisch. Zwischen 2014 und 2019 hatten die Volkspartei und die Sozialdemokraten gemeinsam automatisch die Mehrheit. Da hatte es der/die Vorsitzende relativ leicht: Er oder sie orientierte sich jeweils am Fraktionsleiter. Wenn beide die Hand hoben, ging das Gesetz durch. Es sei denn, es gab Abweichler, und das kam oft vor.

Dann rief jemand in den Saal: "Check!" Das führte entweder zu einem kollektiven Rumoren, weil die Mehrheit ohnehin klar ersichtlich war, oder es wurde elektronisch überprüft: Jeder Abgeordnete hat ein kleines Abstimmungskästchen vor sich, dort kann er die Ja-, Nein- oder Enthaltungstaste drücken. Nach ein paar Sekunden blickte sich der/die Vorsitzende im Saal um und fragte dann: "Haben schon alle abgestimmt?" – eine Formulierung, die ich im Laufe der fünf Jahre wohl ein paar Tausend Mal gehört habe. Wenn sich niemand meldete, wurde das Abstimmungsergebnis auf eine große Wand projiziert und stand damit fest. Freilich: Im Unterschied zum österreichischen Parlament gingen Abstimmungen oft anders aus als erwartet. Man konnte sich nie sicher sein, ob alle Abgeordneten einer Fraktion tatsächlich dem Vorschlag auf der Abstimmungsliste gefolgt waren.

Dass bei Sitzungen, in denen Themen diskutiert werden, aber nicht abgestimmt wird, der Saal oft leer erscheint, hat mehrere Gründe: Während der Plenarsitzungen finden ununterbrochen auch andere Aussprachen statt. So erwarten Parlamentsbesucher, die aus der eigenen Heimat oft eine lange Anreise haben, dass sie dann auch ihre Abgeordneten treffen können. Und, nicht unwesentlich: Das Parlament hat 22 Ausschüsse, dazu kommt noch der eine oder andere Sonderausschuss. Als Mitglied des Auswärtigen Ausschusses werde ich an einer Plenar-Debatte über Fragen der ländlichen Entwicklung oder des Verbraucherschutzes nicht teilnehmen, nicht zuletzt, weil mir da auch keine Redezeit gegeben wird. Apropos Redezeit: Die beträgt im Schnitt eine (!) Minute, das ist natürlich eine besondere Herausforderung für all jene, die in ihren früheren Tätigkeiten nichts erklären konnten, ohne dafür mindestens zehn Minuten zu brauchen. Mein großer Vorteil war es, dass diese eine Minute ungefähr dem Zeitvolumen entsprach, das ich in meiner Korrespondentenarbeit beim ORF früher immer bekommen hatte.

Bevor man allerdings im Europäischen Parlament sprechen darf, muss man erst einmal hineingewählt werden. Und vorher nominiert werden. Und danach einen Wahlkampf durchmachen. Und vor allem Letzteres war für mich kein Honiglecken. Doch der Reihe nach.

Wie alles anfing

Der Anruf

Alles begann mit einem Anruf vor Weihnachten 2013. Mittlerweile hatte ja ganz Österreich mitbekommen, dass meine Zeit im ORF zu Ende ging, dass ich mehr oder weniger mitten am Höhepunkt meiner Tätigkeit im ORF (als Moderator der "Zeit im Bild") ausscheiden musste und dass ich versuchte, dagegen medial (und natürlich auch ORF-intern) anzukämpfen. Dass es dazu kam, war zum Teil auch meine Schuld: Zweieinhalb Jahre zuvor hatte ich - ohne Not - einen Vertrag unterschrieben, wonach ich mich bereit erklärte, am 31. Dezember 2013 in den (vorzeitigen) Ruhestand zu treten. "Und was ist, wenn ich dann nicht will, oder der ORF seine Meinung ändert?", hatte ich den zuständigen Mitarbeiter der Personalabteilung gefragt. "Ach, dann reden wir halt wieder darüber ...", war seine gelassene Antwort. Und ich dachte mir: Zweieinhalb Jahre, das ist so eine lange Zeit, warum sollte ich mir jetzt den Kopf darüber zerbrechen. Doch im Oktober 2013 flatterte mir ein Brief des ORF ins Haus, der genau beschrieb, was ich alles bis zum Ausscheiden am Jahresende zu erledigen hätte, bis hin zu dem Satz, dass ich auch sämtliche Schlüssel hinterlegen müsse. Selbst da glaubte ich noch nicht daran, dass das wirklich das Ende bedeuten würde. Schließlich war ich seit April 1974 im ORF, erst 62 Jahre alt und hatte immer noch gute Kritiken, sowohl von Zusehern als auch von den Medienbeobachtern der Zeitungen. Doch das alles änderte nichts daran, dass ich "mitten im Leben" (wie ich es empfand) plötzlich ohne Job dastehen würde.

Bis dieser Anruf kam. Ich war gerade am Sprung in die Arbeit, als das Festnetz-Telefon klingelte. Das tat es damals nur mehr selten, schließlich hatte ich seit Jahren ein Handy und alle meine Freunde und Bekannten hatten die Nummer. Ich

hob also ab, und am anderen Ende der Leitung meldete sich: "Josef Ostermayer!" Meine Gehirnräder drehten sich. Josef Ostermayer? Ach ja, das musste der Minister sein. Ich war mit ihm eineinhalb Jahre davor in Kärnten zusammengetroffen, als die Bundesregierung gemeinsam mit dem Kärntner Landeshauptmann Gerhard Dörfler einen Schlussstrich unter die leidige Problematik der zweisprachigen Ortstafeln gezogen hatte. Das wurde, nach der feierlichen Aufstellung von deutsch-slowenisch-sprachigen Straßenschildern in Eisenkappel und Sittersdorf, dann in einem Gasthaus in Globasnitz gefeiert, um nicht zu sagen, begossen. Weil mit der Auseinandersetzung um die Rechte der Kärntner Slowenen meine journalistische Karriere begonnen hatte, wollte ich auch bei der friedlichen Beilegung dieses Konfliktes dabei sein - und so luden mich Dörfler und Ostermayer auch ins Wirtshaus ein. Mehr als ein paar freundliche Worte tauschte ich damals mit Ostermayer, der als die rechte Hand von Bundeskanzler Werner Faymann galt, aber nicht aus. "Herr Freund", klang es also durch das Telefon, "wären Sie an einer politischen Karriere interessiert? Sie wissen ja, dass im Mai die Wahlen zum Europäischen Parlament anstehen, und ich wollte Sie fragen, ob Sie sich vorstellen können, für die SPÖ als Spitzenkandidat anzutreten." Wumm! Ich hatte mir ja viel durch den Kopf gehen lassen, was ich nach meiner Tätigkeit beim ORF in Angriff nehmen könnte, aber eine politische Funktion stand nicht auf dieser Liste. "Puh, das kommt jetzt überraschend, da muss ich erst einmal darüber nachdenken und das mit meiner Familie besprechen ..."

Europa-Abgeordneter? Ich hatte bis dahin wenig mit Brüssel zu tun gehabt, kurz schoss mir durch den Kopf, dass man mich vielleicht wieder einmal mit Raimund Löw verwechselt hatte, der ja immerhin Korrespondent in der EU-Hauptstadt war. Aber dann hätte Ostermayer mich ja nicht mit "Herr Freund" angesprochen … Wir sprachen noch kurz über den Zeitplan, ich könne über die Feiertage nachdenken und ihm

dann die Entscheidung mitteilen. "OK, danke, ich melde mich dann wieder. Auf Wiedersehen!" Meine Frau hatte zumindest meine Seite des Gesprächs mitbekommen, aber sah mich jetzt natürlich fragend an. "Du wirst es nicht glauben", sagte ich zu ihr, nachdem ich den Hörer aufgelegt hatte, "aber ich habe gerade von der SPÖ das Angebot erhalten, für das Europaparlament zu kandidieren."

Familienrat

Es regnete in Strömen, als wir zwei Tage vor Weihnachten von Wien in unser Domizil nach Kärnten fuhren. Noch hatte ich niemandem von diesem Anruf und meiner möglichen politischen Karriere erzählt. Im ORF bereitete ich mich langsam auf meinen Abgang vor. Ich packte die Kartons mit all den Dingen ein, die sich im Lauf der vielen Jahre angesammelt hatten: Bücher, VHS-Kassetten, Zeitungsartikel, die ich ausgeschnitten und aufgehoben, und Krimskrams, das ich von meinen Reisen mitgebracht hatte. Das meiste hätte ich wegwerfen können, aber ich dachte mir, es sei besser, es erst einmal zu Hause zu sortieren und dann die Spreu vom Weizen zu trennen (Anmerkung am Rande: Die Kisten stehen noch so, wie ich sie damals gepackt hatte, in Kärnten ...).

Während der Fahrt erzählte ich meinen Kindern, damals waren sie 20 und 24 Jahre alt, von dem nächsten großen Schritt, der mir bevorstand – wenn sie denn einverstanden seien. Unsere Tochter, die von ihrem Studium in den USA über Weihnachten zu uns gekommen war, hielt das für eine gute Sache ("Papa, du hast dich eh immer für Politik interessiert. Jetzt kannst du endlich einmal auch etwas umsetzen!"), unser Sohn war skeptisch. Er hatte ein Jus-Studium und eines der Politikwissenschaften hinter sich und versuchte mich umzustimmen: "Tu dir das nicht an. Vor allem der Wahlkampf. Die wer-

den dich in der Luft zerreißen!" Ach was, dachte ich, das sind doch alles meine Freunde, in den vergangenen 30 Jahren hatte ich fast jeden österreichischen Journalisten einmal irgendwo getroffen. Was soll denn da passieren. Dann stimmten wir ab: 3 zu 1. Die Mehrheit war dafür, ich erleichtert. Wenigstens hier eine Mehrheit. Aber wie würden die Sozialdemokraten, abgesehen von Josef Ostermayer, auf den Vorschlag reagieren?

Beim Bundeskanzler

Am 7. Januar, mittlerweile waren wir wieder in Wien, meldete sich Norbert Darabos bei mir am Telefon: Ob er kurz vorbeikommen dürfe, für den Abend sei eine Sitzung im Bundeskanzleramt angesetzt und da wolle er vorher noch etwas mit mir besprechen. Als sich der SPÖ-Bundesgeschäftsführer bei mir im Wohnzimmer hinsetzte, fackelte er nicht lange: Erich Foglar, der mächtige Chef des ÖGB, müsse noch ein- oder umgestimmt werden. Er habe die Frage gestellt, wie ich denn zum Gewerkschaftsbund stehe. Das würde ich ihm am Abend beantworten, warf ich kurz ein. Laut Darabos zögere auch Faymann noch, vor allem wolle der Bundeskanzler nicht alleine dastehen, er sehe sich gerne an, was sich auf der anderen Seite tut. Sozialminister Rudolf Hundstorfer sei laut Darabos der Einzige, der wisse, dass Information auch Ware ist. Jörg Leichtfried, damals SP-EU-Delegationsleiter in Brüssel, habe sich auch gemeldet, wisse von meiner (möglichen) Kandidatur aber noch nichts. Langsam wurde mir klar, dass da bei Weitem noch nicht alles geklärt war. Das kann ja am Abend noch spannend werden, dachte ich mir, nicht ganz ohne Bauchweh.

Um knapp vor 19 Uhr kam ich dann im Bundeskanzleramt an. Das Gebäude war mir vertraut: Ich war dort in meiner Zeit als innenpolitischer Journalist ein- und ausgegangen (besonders häufig als Radioredakteur zwischen 1974 und 1978,

später aber auch wieder während der Auseinandersetzung um Präsident Kurt Waldheim 1986 bis 1988). Ein Jahr lang war das BKA auch mein Arbeitsplatz gewesen, genauer das Außenministerium, das damals noch in diesem Gebäude untergebracht war, 1978, als Pressesprecher des damaligen Außenministers Willibald Pahr. Der Zufall wollte es, dass Werner Faymann seine Arbeitsstätte in die Räume des damaligen Kabinetts verlegt hatte. Die Räumlichkeiten waren freilich das Einzige, mit dem ich an diesem Abend vertraut war.

Im Büro des Bundeskanzlers stand ein großer Glastisch, an dem die Spitzen der Sozialdemokratie Platz genommen hatten: Faymann, Foglar, der Wiener Bürgermeister Michael Häupl, Ostermayer, Darabos. Ich durfte neben dem Kanzler Platz nehmen. Um dem Ganzen ein wenig die Schwere des Tages zu nehmen, wandte ich mich erst einmal gleich an den ÖGB-Chef: "Haben Sie mir die Urkunde für meine 35-jährige Mitgliedschaft bei der Gewerkschaft mitgebracht?", fragte ich. Foglar war nicht amüsiert: "Für 35 Jahre gibt es keine Urkunde, nur für 20, 25, 40 und 50 Jahre!" OK, dachte ich mir, da muss mir noch etwas anderes einfallen, um den Herrn Foglar für mich zu gewinnen.

In den nächsten drei Stunden diskutierten wir über die Europäische Union, über den ORF, die Innenpolitik und natürlich meine Einstellung zu den unterschiedlichsten Themen. Der SPÖ-Vorsitzende begann mit einer logisch klingenden Feststellung: "Wir kennen Sie ja alle vom Fernsehen, aber wofür der Eugen Freund steht, das wissen wir nicht. Gibt es etwas, mit dem Sie und die SPÖ nicht übereinstimmen?" (Spontan kam mir der Gedanke, dass ich die Anwesenden auch alle nur vom Fernsehen kannte, aber den Kommentar behielt ich lieber für mich …) Zum Glück fiel mir gleich etwas ein, das gerade die Wogen hochgehen ließ: das Rauchergesetz (es war gerade der x-te Anlauf gescheitert, auch in Österreich eine fortschrittliche, auf die Gesundheit der Menschen bedachte Lösung für

Raucher und Nichtraucher in Gaststätten zu finden. Man hatte sich entschieden. Trennwände errichten zu lassen, in der irrigen Ansicht, man könne so verhindern, dass der Rauch von einem Raum in den anderen weht). Auch wenn darüber eine emotionale Debatte geführt wurde, meinen Einwand nahmen die Anwesenden relativ gelassen auf. Dann kam ich auf meine Beziehung oder besser Nicht-Beziehung zur Sozialdemokratie zu sprechen. Natürlich sei ich von Bruno Kreisky sozialisiert worden, begann ich, der damalige Bundeskanzler habe mich fasziniert, auch wenn ich viele kleinere und größere Sträuße mit ihm ausgefochten hatte. Weder in der Frage, wie man die Rechte der Kärntner Slowenen gewährleistet, mit denen ich in der Gemeinde St. Kanzian am Klopeiner See aufgewachsen bin, noch was das Kernkraftwerk Zwentendorf betrifft, war ich mit Kreisky einer Meinung. Aber in fast allen anderen Bereichen, vor allem in der Bildungs-, Sozial- und Außenpolitik, war ich ganz auf seiner Linie. Beim Thema Sozialpolitik warf Faymann ein, die SPÖ sei keineswegs daran interessiert, sich in dieser Frage von Brüssel Vorschriften machen zu lassen. Dass es so viel prekäre Beschäftigung gebe, dass die Pensionen gesenkt, das Pensionsalter erhöht werden solle, dass es keine Arbeit für die über 50-Jährigen gebe, das alles müsse thematisiert werden. Dem stimmte ich zu, legte allerdings noch eine Schaufel nach: "Arbeitslosigkeit kann auch zu einer Revolution führen. Erst stürzt man die Regierung, dann sucht man den Schuldigen für die Situation, und da kommt man dann schnell auf Deutschland. Dann schaukelt sich der ganze Prozess auf, und der nächste Schritt, wenn auch unwahrscheinlich, kann schon eine kriegerische Auseinandersetzung sein!"

Das war zwar nicht mein Schlussstatement, aber immerhin eine starke Ansage. Um 21 Uhr beendeten wir das Gespräch, immerhin dürfte ich den Bundeskanzler so beeindruckt haben, dass er mich noch in das Kreisky-Arbeitszimmer im anderen Bereich des Gebäudes führte. Viel erkannte ich da nicht

mehr – außer der holzgetäfelten Wand und ein paar weichen, dunkelbraunen Fauteuils war nichts übriggeblieben.

Der Tag der Verabschiedung

Obwohlich mich mit dem 31. Dezember 2013 vom ORF getrennt hatte, stand eines noch aus - die traditionelle Verabschiedung im "Atrium", dem kleinen Versammlungsort, an dem derartige Veranstaltungen immer wieder abgehalten werden. Gleichzeitig mit mir hatte sich auch Friedrich Orter verabschiedet, und so hatten wir an diesem 13. Januar 2014 beide dafür gesorgt, dass der Saal bummvoll war. Die Vorgesetzten, vom ORF-Generaldirektor abwärts, hielten mehr oder weniger salbungsvolle Reden, Roland Adrowitzer hatte ein Video zusammengestellt, das unsere diversen Stationen und die Höhepunkte unserer Arbeit skizzierte, und dann kam ich an die Reihe. Zufällig war mein Urgroßvater, der "K.K. Hofrat Ludwig Freund, Direktor des k.k. Zentralwagendirigierungsamtes der österreichischen Staatsbahnen" am gleichen Tag, vor genau hundert Jahren, in den "dauernden Ruhestand" geschickt worden. Aus diesem Anlass hatte er ein wunderschön ziseliertes, handgeschriebenes, ledergebundenes Buch bekommen, in dem sich alle "ergebenst gefertigten Diener" mit ihrer Unterschrift von ihm verabschiedeten. Das hatte ich mitgebracht, und weil manche Formulierungen in diesem kostbaren Buch heute absolut unterwürfig klingen, wollte ich mit dem folgenden Zitat aufzeigen, wie sich Sprache und Zeremonien seit damals geändert hatten: "Das gesamte Euer Hochwohlgeboren unterstellte Personal des k.k. Zentralwagendirigierungsamtes hat mit lebhaftem Bedauern von Euer Hochwohlgeboren Entschluss, den aktiven Staatsdienst zu verlassen, Kenntnis erlangt. Es fühlt sich gedrängt, anlässlich dieser Tatsache den Gefühlen dankbarer Ergebenheit und achtungsvoller Verehrung Ausdruck zu geben." Nach

diesem Zitat fügte ich schmunzelnd hinzu: "So stelle ich mir eine würdige Verabschiedung vor!" Aber diese Bemerkung ging in einem Raunen und Getuschel, die sich plötzlich im Saal breitmachten, völlig unter: Jeder und jede blickte auf sein bzw. ihr Handy, hielt es dem anderen hin, und dann schob mich Fritz Dittlbacher, der Chefredakteur, ein wenig vom Mikrofon zur Seite - und klärte vorwiegend mich auf, denn ich hatte keine Ahnung, was diese Unruhe ausgelöst hatte: "Der Eugen Freund wird Spitzenkandidat der SPÖ für die Europawahlen." Eigentlich hätte das erst morgen offiziell bekannt werden sollen, aber nun gab es kein Zurück mehr. Irgendjemand hatte das streng gehütete Geheimnis "geleaked". Später verdichteten sich die Gerüchte, dass sich Hannes Swoboda, der vom Delegationsleiter der SPÖ im EU-Parlament zum Fraktionsvorsitzenden der Europäischen Sozialdemokraten aufgestiegen war, mit der vorzeitigen Bekanntgabe meiner Kandidatur dafür rächen wollte, dass er für die nächsten Wahlen nicht mehr aufgestellt wurde. Wie auch immer, die Nachricht schlug ein wie eine Bombe, schließlich hatten die Zeitungen in den vergangenen Tagen noch davon geschrieben, die SPÖ suche eine junge Frau als Spitzenkandidatin, und das war ich nun wirklich nicht. In der ZIB 1 ergab das dann um 19.30 Uhr die einigermaßen absurde Situation, dass ich - wenn auch nur auf einem Foto - meiner ehemaligen Co-Moderatorin Nadja Bernhard quasi über die Schulter schaute, als sie meine Kandidatur vermeldete. Auch wenn meine ehemaligen Kollegen, an ihrer Spitze Armin Wolf, mit der Entscheidung nicht glücklich waren, dass wieder ein "bekanntes ORF-Gesicht in die Politik geht", muss ich hier das festhalten, was ich auch damals immer wieder betont habe: Im Unterschied zu vielen anderen ORF-Größen saß ich nicht am Montag auf dem Moderations-Sessel und am Dienstag auf dem Partei-Stuhl, sondern war am 31. Dezember in Pension gegangen, danach war es mein gutes Recht, zu tun, was ich wollte.

Gegenwind

Nach der offiziellen Präsentation kamen die ersten Anrufe aus den Redaktionen, die sich um ein Interview bemühten. Viele der Kolleginnen und Kollegen hatten meine Privatnummer, riefen also direkt bei mir an. So auch das "profil", ich kannte die beiden Redakteurinnen von diversen Terminen. Und weil ich noch kein Büro hatte, lud ich sie auch gleich zu mir nach Hause ein. Und dann passierte es: Irgendwann im Lauf des Interviews wurde ich gefragt, ob ich wisse, wie viel ein Arbeiter verdient, frei nach dem Motto: Der abgehobene (Ex-)ORF-Journalist hat sicher noch nie einem Arbeiter die Hand geschüttelt, der wird sich schwer tun mit der SPÖ-Basis. Doch ich war auf dem Land aufgewachsen, mein Vater war Arzt und ich war in meiner Jugend ständig mit ihm auf Visiten gewesen: bei Kleinbauern, Fabrikarbeitern, Gastwirten, Eisenbahnern, quer durch alle Gesellschaftsschichten. Obwohl das schon lange zurücklag, hatte ich immer Kontakt mit der Bevölkerung aus meiner Heimatgemeinde St. Kanzian gehalten: Man traf sich beim "Konsum", später beim "Billa" oder beim "Spar", zu Ostern und zu Weihnachten in der Kirche, jeder kannte mich, lange noch als "Sohn vom Herrn Doktor", später dann durch meine Tätigkeit im Fernsehen. Umgekehrt wiederum kannte ich fast jeden und jede. Wenn nicht als Patienten meines Vaters, dann als Arbeiter, die in der einen oder anderen Form erst bei meinen Eltern, dann bei mir beim Hausbau tätig waren. Und immer kam ein Gespräch zustande. Als ich jetzt mit der Frage nach dem Gehalt konfrontiert wurde, rechnete ich schnell im Kopf nach: Wenn ein Arbeiter wie ich in den letzten Jahren im ORF über 40 Prozent Steuern ablieferte und 1600 Euro mit nach Hause nehmen konnte, würde also so rund 3000 Euro verdienen müssen. Also sagte ich "3000" und fügte noch "brutto" hinzu.

Als hätte ich in dem dreiseitigen Interview für das "profil" nichts anderes gesagt, stürzten sich die Journalisten am nächsten Tag (und in den folgenden Wochen bis zur Wahl) auf dieses eine Zitat. Für sie repräsentierte es den "abgehobenen" Eugen Freund. Seitdem war mir klar: Sollten, Gott behüte, Journalisten-Kollegen meinen Grabstein entwerfen, würden sie im unteren Drittel einmeißeln lassen: "Hier liegt der Politiker, der nicht weiß, was ein Arbeiter verdient."

Nicht hilfreich war auch, dass mir (und mein Namensgedächtnis ist tatsächlich eine große Schwäche) der Name von Barbara Karlich nicht einfiel und ich sie daher als "die Burgenländerin, die diese Diskussion am Nachmittag macht …" umschrieb (genauso gut hätte ich – wie heißt er schnell? – ach ja, Christian Rainer als den, der im "profil" immer diese auffälligen Socken trägt, beschreiben können). Und mehr hat es auch nicht gebraucht, als ich den Namen Bill Clinton erwähnte. Den hatte ich immerhin sechs Jahre lang als ORF-Korrespondent in Washington beobachtet und dabei festgestellt, dass er ein außerordentlich geselliger Mensch war, der nie den Kontakt zu den Menschen scheute. Als ich im "profil"-Interview, darauf Bezug nehmend, anmerkte, "mir geht es genauso", unterstellte man mir sofort, ich hätte mich "ansatzlos mit den Großen der Weltpolitik" verglichen.

Ich hätte wissen müssen, dass so etwas nicht gut ankommt, vor allem, wenn man als Journalist die Seite wechselt. Aber dass sich die KollegInnen derart auf diese Aussagen stürzen und mich in den Tagen (und Wochen) danach durch Himmel und Hölle schießen würden, das war dann doch etwas überraschend – und deprimierend.

Ein paar Tage später – ich war gerade wieder in Kärnten – fühlte ich mich völlig niedergeschlagen. "Warum habe ich mir das angetan?", überlegte ich mir. Im Gasthaus "Kleeblatt" in Klagenfurt traf ich meinen Freund Janko Ferk, den Schriftsteller und Richter. Ich berichtete ihm von meinen Zweifeln und fühlte mich knapp vor einem psychischen Kollaps. Janko beruhigte mich und baute mich auf: "Du musst stark bleiben. Du darfst nicht aufgeben. Das ist genau das, was deine Gegner

wollen, die wollen dich fertigmachen. Das darfst du nicht zulassen!" Jetzt, fünf Jahre später, weiß ich, wie recht Janko hatte. Wäre ich damals (an mir selbst) gescheitert, ich hätte das nie überwunden, hätte mir ständig Vorwürfe gemacht. Tatsächlich war das Gespräch mit Janko Ferk der Wendepunkt. Ich begann, mir eine dickere Haut zuzulegen.

Freundschaft, Genossen

Neben der Vorstellungsrunde unter Journalisten stand mir freilich eine viel wichtigere Aufgabe bevor: Ich musste mich bei den SozialdemokratInnnen bekannt machen. Und dazu gab es schon in den ersten Wochen genügend Gelegenheit.

Ein erster, wichtiger Termin war der Auftritt vor dem Parlamentsklub der SPÖ. Werner Faymann, als Bundeskanzler auch Parteivorsitzender der SPÖ, hatte die schwierige Aufgabe, seinen skeptischen Parteifreunden meine Kandidatur schmackhaft zu machen. Er begründete sie unter anderem damit, dass ich österreichweit bekannt sei, dass ich die Arbeit in der Europäischen Union den Wählern näherbringen könne und dass er in dem Gespräch mit mir, aber auch durch meine jahrzehntelange Arbeit im ORF, an meiner pro-europäischen Gesinnung keinen Zweifel hatte. Dann kam ich an die Reihe. Dazu hatte ich eine Rede vorbereitet:

Jeder glaubt, er kennt mich, weil Sie mich in Ihr Wohnzimmer – und manche sogar in Ihr Schlafzimmer – hineingelassen haben, aber mit diesem Wissen würden Sie sicher nicht Ihren Schwiegersohn aussuchen wollen.

Ich bin in St. Kanzian aufgewachsen, mein Vater war Landarzt, ich habe in Klagenfurt maturiert.

Politisch war ich schon immer sehr interessiert. Dieses Interesse hatte 1972 wahrscheinlich der Ortstafelkonflikt in Kärnten

ausgelöst – dieses Ereignis war auch der Grund, warum ich in den Journalismus gegangen bin.

Faszinierende politische Persönlichkeiten waren damals Bruno Kreisky, Olof Palme und Willy Brandt. Kreisky war es auch, der die Österreicher und Österreicherinnen fragte (der Ehrlichkeit halber muss ich sagen: Damals sprach man nur von "Österreichern", das Gendern kam erst viel später …), ob sie nicht ein Stück des Weges mit ihm gehen wollten. In meiner Funktion als Redakteur in der innenpolitischen Abteilung des ORF-Radios fand ich das für mich nicht angemessen, schließlich würde ich es ja ständig mit dem Bundeskanzler zu tun haben, und da passte es einfach nicht, wenn dieser dann auch mein Parteivorsitzender sein würde.

Vier Jahre später hat mich die Politik dann doch nicht losgelassen: Ich wurde Pressesekretär von Außenminister Willibald Pahr, den ich über meine Berichte zum Ortstafelkonflikt kennengelernt hatte. Im Jahr darauf, 1979, bot mir Pahr dann eine Stelle im Österreichischen Informationsdienst in New York an: Dort sollte ich vorwiegend dafür sorgen, den Amerikanern ein neues Österreich-Bild zu vermitteln, also jenseits der Klischee-Vorstellungen vom Kaiserreich, von der Nazivergangenheit, von Mozart und Walzer, von Salzburg und dem "Sound of Music" – all das hatte sich in den Herzen und vielfach auch in den Hirnen als ein einziges Smorgasbord, also eine bunte Mischung, eingeprägt.

1986 ging ich wieder zurück in den ORF, den Rest meiner Karriere im öffentlich-rechtlichen Rundfunk werden die meisten von Ihnen ja kennen.

Und jetzt stehe ich vor Ihnen, denn nachdem klar wurde, dass ich aus dem ORF ausscheiden würde, griff Werner Faymann die Kreisky-Anregung aus den 1970er-Jahren wieder auf und fragte mich, ob ich mir jetzt vorstellen könne, ein Stück des Weges mit der Sozialdemokratie zu gehen – nach Gesprächen mit meiner Familie habe ich dann gerne zugesagt.

Warum mache ich das jetzt für die Sozialdemokratie, werden Sie sich fragen, und das war auch für mich die Überlegung. Ich habe in diesem Nachdenkprozess erkannt, dass viele meiner Gedankengänge mit denen der Sozialdemokratie – ganz besonders, was Europafragen betrifft – sehr gut übereinstimmen: Europa ist der reichste Kontinent der Welt – und doch geht hier die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter auseinander. Und so wie die Sozialdemokraten glaube auch ich, dass die, die enorme Gewinne machen – und jetzt sogar von der Krise noch einmal und zusätzlich profitiert haben –, angemessen besteuert werden müssen.

Denken Sie nur an die hohe Jugendarbeitslosigkeit in Spanien oder Griechenland, ja auch in Italien oder Portugal: Hier wächst jetzt eine Generation heran, die den Glauben an unsere Gesellschaft verliert. Wir sind hier in Österreich in einer glücklichen Position, dass wir entsprechende Mechanismen und Maßnahmen getroffen haben, dass das bei uns nicht in dem Ausmaß passiert. Wir sollten unser Wissen und unsere Kenntnisse in diesem Bereich – so wie es Werner Faymann gerade erst vorgestern gegenüber dem französischen Ministerpräsidenten getan hat – offensiv an andere europäische Länder weiterleiten. Auch in der Frage der Finanztransaktionssteuer und der Bankenregulierung stimme ich mit den europäischen Sozialdemokraten überein

Ich will jetzt nicht allzu viel über meine Stärken sprechen, aber ich glaube, den Spagat geschafft zu haben, komplexe Sachverhalte so zu erklären, dass sie die Menschen im Land auch verstehen. Ich möchte den Diskurs über Europa sachlich und in Ruhe führen – was die Stärken dieses Projekts betrifft genauso, wie ich auch über die Schwächen sprechen möchte.

Ich möchte auch meine langjährigen internationalen Erfahrungen – ich habe zwölf Jahre in den USA gelebt – in die Debatte einbringen: Gerade was das transatlantische Verhältnis betrifft, also das Verhältnis zwischen Europa und den USA, liegt hier

einiges im Argen. Das liegt nicht zuletzt an der grenzenlosen Spionageaktion der Amerikaner. Und wenn Präsident Obama gerade erst vorgestern in einem Interview im ZDF sagt, er werde dafür sorgen, dass die deutsche Kanzlerin Angela Merkel nicht mehr abgehört wird, dann ist mir das zu wenig – ich will auch nicht abgehört werden ...

Und noch etwas: warum gibt es in Österreich, aber auch in anderen europäischen Ländern, so viel Unzufriedenheit mit der EU? Ein Grund liegt sicher darin, dass die europäischen Institutionen auf dem Weg zu einem engeren Zusammenschluss das Volk hinter sich gelassen haben. Viele Beschlüsse sind gefasst worden, obwohl die Menschen ein Stopp-Signal aufgestellt haben. Aber auch: weil sich die EU verzettelt und sich auf Kleinigkeiten konzentriert – vom Olivenöl aus dem Kännchen bis zur 100-Watt-Lampe –, aber die großen Fragen unbehandelt lässt: Es gibt weiterhin keine gemeinsame europäische Außen- und Energiepolitik, und sogar in der wichtigen Frage des Klimawandels gibt es nur nationalstaatliche Lösungsansätze.

Lassen Sie mich zum Schluss kommen: Ich bin stolz, dass ich diese ehrenwerte Position einnehmen darf, ich bin aber auch stolz auf ein bewährtes Team, das mit großer Erfahrung seine Arbeit in Brüssel ausübt. Dieses großartige Team werde ich jetzt in jeder Form unterstützen. Also: Nicht Freund schafft es, sondern gemeinsam werden wir es schaffen. Vielen Dank!

Vor allem auf das Wortspiel "Freund schafft es" war ich stolz. Für eingeschworene Sozialdemokraten gehörte "Freundschaft" als Gruß einfach dazu, ich hatte ihn bis dahin in meinem Leben noch nicht ein einziges Mal verwendet. Durch diese Umschreibung hoffte ich, ihn vorerst einmal umgehen zu können. Nicht, weil ich etwas gegen Freundschaft hatte, im Gegenteil, mir war einfach die Formulierung noch fremd. Aber – das sollte sich bald herausstellen – viele Partei-"Genossen" (noch ein Ausdruck, an den ich mich erst gewöhnen musste)

benützten diesen Gruß fast ein wenig provokant, um herauszufinden, wie ich darauf reagieren würde.

Die Mitarbeiter für den Wahlkampf

Doch das war fast nur eine Nebenfront: In den nächsten vier Monaten musste ich in ganz Österreich unterwegs sein. Dazu benötigt man Mitarbeiter, die so eine Wahlreise organisieren, andere wiederum, die einen begleiten und einen auch im Medienbereich unterstützen (nach meiner anfänglichen Erfahrung erschien mir das nun nicht mehr so absurd - ein Journalist, der sich journalistisch unterstützen lässt ...). Und ich brauchte eine Person, der ich mich anvertrauen konnte, an deren Schulter - ich ahnte es bereits - ich mich gelegentlich anlehnen könnte, wenn es mir zu viel werden würde. Das Büro stellte die SPÖ zusammen. Ich hätte wahrscheinlich eine Person ablehnen können, wenn ich das Gefühl gehabt hätte, mit ihm oder ihr gehe es gar nicht. Aber ich hatte Glück: Ilia Dib war (und ist) ein großartiger, einfühlsamer Mensch, die, obwohl selbst noch jung, die Partei sehr gut kannte. Mit Raphael Sternfeld, dessen - wie soll ich mich ausdrücken - robuste und auch selbstbewusste Art nicht jedermanns Sache ist, hatte ich einen erfahrenen Medienmann an meiner Seite, mit dem ich mich, zur Überraschung einiger, sehr gut verstand. Später kam noch Markus Riedl dazu, der im österreichischen Parlament viel Sachkenntnis erlangt hatte und der - das wusste ich freilich damals noch nicht - nach den guten Erfahrungen, die ich in der engen Zusammenarbeit des Wahlkampfs machte, mein Büroleiter in Brüssel wurde. Und dann war da noch der Mann am Lenkrad, derjenige, mit dem ich einige Zehntausend Kilometer durch Österreich touren würde. Voraussetzung für mich war, dass dieser zugleich eine Person des Vertrauens sein müsste, nicht nur beim Autofahren: Schließlich bin ich bekannt dafür, ein schrecklicher Beifahrer zu sein, der jeden Gangwechsel, jede Beschleunigung, jedes Überholmanöver am liebsten selbst machen möchte. Aber mindestens genauso wichtig war, dass diese Person auch als "Psychotherapeut" in schwierigen Situationen agieren sollte. Dafür wählte ich meinen Freund Heinrich aus, der im selben Haus wie ich - in der Volksschule in St. Kanzian - aufgewachsen war und den ich seit damals nie aus den Augen verloren hatte. Zu meinem Glück war er verfügbar, weil er, zu seinem Pech, zuvor seinen Job verloren hatte. "Heini" - anders haben wir ihn nie genannt war nicht mehr der Jüngste, aber immerhin fünf Jahre nach mir geboren, und hatte zumindest eine Schwachstelle: Er war Raucher. Jeder, der mich kennt, weiß, dass ich wenig Verständnis dafür habe, wenn jemand den Rauch verbrannter Blätter in die Lunge einatmet. Ganz zu schweigen davon, dass er mit dem Rest dann seine Umgebung verseucht. Für Heini, und für alle anderen, die die nächsten vier Monate mit ihm unterwegs waren, bedeutete das, jede Autobahnraststätte und jeden verfügbaren Parkplatz für eine Rauchpause anzufahren und dort vier Minuten anzuhalten. Markus Riedl teilte die gleiche Schwäche mit Simon Rutar, einem weiteren Kärntner, der immer wieder mit neuen, guten Ideen die Wahlkampf-Routine aufmischte, und schon war ich in der Minderheit. Aber im Auto wurde nie geraucht. Fast nie.

Kühle Begrüßung in Brüssel

Eine "Wahl"-Reise führte mich natürlich auch nach Brüssel. Schließlich mussten Fotos angefertigt werden, die mich in dem Gebäude zeigen sollten, in dem ich bald die neue Arbeit aufnehmen würde. Noch wichtiger aber war das erste Zusammentreffen mit meinen künftigen Kollegen. Ich hatte keine Vorstellung, wie die vier Damen und Herren auf meine Kandi-

datur reagieren würden. Ich kannte keinen von ihnen und das Gleiche galt umgekehrt. Als ich in den kleinen Verhandlungssaal trat, saß dort das gesamte Team, also die SPÖ-Abgeordneten mit den meisten Mitarbeitern, Gleich beim ersten Blick fiel mir auf, dass alle auf meine Anwesenheit mit hetretenen Gesichtern reagierten. Doch wer konnte es ihnen verübeln? Zumindest Jörg Leichtfried, der nach Hannes Swoboda die Leitung der Delegation übernommen hatte, dürfte wohl damit gerechnet haben, selbst als Spitzenkandidat anzutreten, und jetzt kam da ein politikferner "Fernseh-Sprecher" daher (wollte man einen langjährigen ORF-Korrespondenten und ZIB-Moderator noch weiter abwerten, dann nannte man ihn am liebsten einen "Ansager"), der einem die Felle wegschnappte. Ein paar Wochen später erkannte ich dann, wie Jörg sich dafür "gerächt" hatte: In der Steiermark sah ich kein einziges Wahlplakat von mir, überall blickte mir das Gesicht von Jörg Leichtfried entgegen.

Zur gleichen Zeit, als ich Brüssel besuchte, erschien im "Standard" ein Artikel über mich. Er begann mit den Worten: "Eugen Freund ist der Kandidat, den jeder kennt, aber kaum wer mag. Dieser Eindruck entsteht, wenn man sich derzeit mit Funktionären und Sympathisanten der SPÖ unterhält ... Ende Februar findet ein Bundesparteirat statt, bei dem die Delegierten aufgerufen sind, den Willen der Parteispitze nachzuvollziehen und Eugen Freund auch von unten abzusegnen. Die Basis scheint nicht gewillt zu sein, dem Kandidaten aus der Retorte widerspruchslos zu folgen."

Der Autor (ich erspare ihm die Namensnennung) hatte nie ein Wort mit mir gesprochen, geschweige denn mich bei irgendeinem Wahlauftritt begleitet. Zu meiner Genugtuung druckte derselbe "Standard", wenngleich nicht vom selben Autor, einen Monat später folgenden Bericht ab: "Mit Standing Ovations wurde der erste große Auftritt des Spitzenkandidaten Eugen Freund als Politiker am Freitag im Großen Redoutensaal der Wiener Hofburg quittiert. Bis in die letzten Reihen hievten sich die Delegierten zum SPÖ-Bundesparteirat dafür in die Höhe ..."

Wahlkampf-Facetten

In der Zwischenzeit hatte ich zum ersten Mal mit einem Politiker einer anderen Fraktion (Matthias Strolz, NEOS) bei einer Veranstaltung die Bühne geteilt. Wir sprachen hauptsächlich über die EU, ihre Stärken und ihre Schwächen. "Die Presse" schrieb am nächsten Tag: "Der EU-Spitzenkandidat der SPÖ wirkte angespannter, kontrollierter, ernsthafter und somit auch weniger locker als früher. Politische Professionalität – oder was man in den Parteizentralen und in der öffentlichen Betrachtung dafür hält – fordert anscheinend ihren Tribut."

Sogar das Fernsehen war zugegen, ich war erfreut, dass man mich erstmals auch als künftigen EU-Politiker zeigen würde. "Worüber auf dem Podium geredet wurde, erfuhr man nicht", kommentierte "Der Standard" den TV-Bericht. "Wer will das schon wissen? Doch Freund wurde abseits des Podiums ein Mikro unter die Nase gehalten. Er wurde gefragt, wie viel EU-Abgeordnete verdienen. "Wie viel genau, weiß ich nicht', gab er zu. 6700 lautete seine Schätzung. "8000', gab die Interviewerin triumphierend zurück. Wobei: Nach Abzug der Steuern sind es 6200. Da lag Freund gar nicht so viel daneben." Von der eigentlichen Diskussion zeigte das Fernsehen nichts.

Das Programm in den folgenden Wochen war umfangreich: In der Steiermark war sich Josef Muchitsch, der Vorsitzende der Bau- und Holzgewerkschaft, nicht zu schade, mich einen Tag lang von einer Baustelle zur anderen, von einem holzverarbeitenden Betrieb zum nächsten zu chauffieren und mich dort vorzustellen. Von ihm habe ich auch gelernt, dass es einen anderen Blick auf Autobahnbaustellen gibt, über die man

sich normalerweise ärgert: Sie geben den Menschen Beschäftigung. In Kärnten nahm mich Peter Kaiser, der Landeshauptmann und SPÖ-Landesparteivorsitzende, unter seine Fittiche. Dabei gelang ihm ein besonderes Kunststück: Obwohl mich die Bundespartei aus dem Hut gezogen hatte und ich damit als "Wiener" Kandidat galt, machte Peter Kaiser aus mir zugleich auch noch den Kärntner Spitzenkandidaten. Immerhin war ich in diesem Bundesland aufgewachsen, verbrachte "alle heiligen Zeiten" (Weihnachten, Ostern, Pfingsten und auch den Großteil des Sommerurlaubs) in meinem Haus in St. Kanzian und fühlte mich dort immer eher zu Hause als in Wien.

Davon ließ ich freilich mir und den Wienern nichts anmerken, schon gar nicht den Pensionisten, die am 23. Februar ihren traditionellen Ball im Rathaus abhielten. Zum Glück hatte ich vor allem (auch) mit älteren Damen immer einen besonders guten Rapport (das hatte ich von meinem Vater gelernt), also unterhielt ich mich auch vorwiegend mit diesen. Damenwahl gab es – soweit ich mich erinnere – keine, was mir ebenfalls sehr entgegenkam: Tanzen war leider nie meine Stärke (sieht man jetzt einmal von den Diskotheken am Klopeiner See ab, die ich ein paar Jahrzehnte davor regelmäßig frequentiert hatte. Aber mit Tanzen hatte das ohnehin nicht viel zu tun ...).

In Tirol hatte ich ein Gespräch mit dem Firmenchef eines pharmazeutischen Unternehmens. Auf meine Frage, was seine größte Sorge sei, antwortete er spontan: "Dass die Grenzbalken wieder runtergehen. Als exportorientiertes Unternehmen sind wir auf den freien Personen- und Warenverkehr angewiesen. Wenn es das nicht mehr gibt, sind unsere 3500 Beschäftigten in Gefahr."

Im Burgenland besuchte ich einige Vorzeigefirmen. An eine erinnere ich mich besonders gut, weil sie Getriebeanlagen für Hubschrauber herstellte, die auch nach Russland exportiert wurden. In Oberwart verteilte ich rote Eier und besichtigte

vor allem von der EU geförderte Projekte: "Mamas Küche", wo früher arbeitslose Frauen eine neue Tätigkeit gefunden hatten, ein Kaffeehaus in Eberau, den Hauptplatz in Güssing ...

Dazwischen gab es natürlich immer wieder Medientermine. Dass man dabei mit Fragen konfrontiert wird, die nicht unmittelbar mit der künftigen Aufgabe zu tun haben, wurde mir wieder einmal bei einem "Standard"-Interview klar. "Was sagen Sie zu den Sanktionen gegen Österreich im Jahr 2000?" Meine Antwort: "Da war ich nicht in Österreich, sondern als Korrespondent in den USA." Besser wäre gewesen, darauf hinzuweisen, dass es damals keine EU-Sanktionen gegen Österreich gab, das ja wegen der Bildung der Schwarz-Blauen Koalition sehr in der Kritik stand. Aber gut, nächste Frage: "Worauf freuen Sie sich in Straßburg?" "In Straßburg? Wieso nicht in Brüssel?" "Na ja, weil dort das Europäische Parlament tagt." Weil diese Formulierung insinuierte, ich wüsste das nicht, entstand kurz nach Veröffentlichung des Interviews ein Shitstorm in den sozialen Medien. "Nächstes Fettnäpfchen: Freund weiß nicht, dass Straßburg das Europäische Parlament beherbergt ..." Tatsächlich ging mir damals etwas völlig anderes durch den Kopf: Straßburg ist eng mit meiner Tätigkeit als Pressesprecher des damaligen Außenministers Willihald Pahr verbunden. Bei einem Besuch in der elsässischen Hauptstadt wurde Pahr 1978 bei einem nächtlichen Spaziergang von zwei Burschen zusammengeschlagen. Ich bekam davon erst etwas mit, als mich der Kabinettschef im Hotelzimmer anrief und mich auf den Rettungswagen aufmerksam machte, der gerade dabei war, den blutenden österreichischen Außenminister ins Krankenhaus einzuliefern. Damals wurde das Gerücht verbreitet, die Auseinandersetzung zwischen Pahr und den beiden Burschen hätte einen sexuellen Hintergrund gehabt. Das hat sich später im Prozess als falsch herausgestellt. Doch irgendetwas an dieser Theorie blieb lange hängen. Und so war meine Befürchtung, als mir

die Frage nach Straßburg gestellt wurde, dass nun diese alte Geschichte wieder ausgegraben würde. Nur deshalb war ich bei der Beantwortung so defensiv.

Die erste TV-Konfrontation mit den anderen Spitzenkandidaten fand auf Puls 4 statt. Corinna Milborn und Peter Rabl waren nicht an Untergriffen interessiert, sondern wollten die Unterschiede zwischen mir. Othmar Karas von der ÖVP und Harald Vilimsky von den Freiheitlichen herausfinden. Karas war schon damals der "Mister EU" oder wurde zumindest von den meisten Medien zu diesem ernannt, zugute kam ihm auch, dass er den Titel "Vizepräsident des EU-Parlaments" trug. Unbestritten war für mich, dass er natürlich die Aufgaben und die Arbeitsweise des Parlaments besser kannte als ich. Aber darum ging es nicht und darum ging es vor allem den Zusehern nicht. In den Werbepausen wurde das TV-Publikum gefragt, wer sie mehr überzeugt hatte. Die Zeitung "Österreich" schrieb danach: "Mit 36 Prozent hatte sich Freund klar durchgesetzt, Vilimsky kam auf 25 Prozent und Karas sahen nur 17 Prozent als Sieger. Puls 4 ließ für diese Umfrage 500 Zuschauer der Debatte vom OGM-Meinungsforschungsinstitut über den TV-Talk befragen. Auch bei den wichtigsten Themen hatte ÖVP-Mann Karas das Nachsehen, Laut OGM sind wirtschaftliche Entwicklung und Arbeitsplätze das Thema Nummer eins, hier hatte Freund als SPÖ-Vertreter die deutlich besseren Karten."

Zwei Wochen vor der Wahl und so ein desaströses Ergebnis für Othmar Karas. Doch das Erstaunliche war: Die TV-Diskussion wurde – mit Ausnahme der Wiedergabe der OGM-Umfrage in "Österreich" – medial völlig totgeschwiegen. "Was ist nur mit Othmar Karas los?", war das Mindeste, was ich mir als Kommentar erwartet hätte. Aber in keiner Zeitung, und schon gar nicht im ORF, wurde das Ergebnis thematisiert.

Übrigens: In der Werbepause führte ich ein kurzes Gespräch mit Vilimsky. Er war (und ist?) Raucher und so nütz-

te er die Unterbrechung, um sich schnell am Gang eine Zigarette anzuzünden. Ich fragte ihn, ob es schwierig für ihn sei, so "enthaltsam" leben zu müssen, schließlich gelte das Rauchverbot jetzt ja auch bei den meisten anderen öffentlichen Veranstaltungen. "Na ja, es geht schon irgendwie …", antwortete Vilimsky und fügte noch einen Satz hinzu, an den ich mich jetzt nicht mehr erinnere. Was ich aber sehr wohl weiß: Das war die letzte Unterhaltung, die ich mit dem freiheitlichen Spitzenkandidaten seit damals geführt habe. Mehr als ein "Hallo" oder "Guten Tag" haben wir seit damals nicht mehr ausgetauscht.

Dazu muss man wissen, dass es genug Gelegenheiten gibt, informell mit den Abgeordneten anderer Fraktionen zusammenzukommen: in erster Linie im Lift oder am Gang, wo man immer wieder ein Wort wechselt, wie ich das auch mit den anderen freiheitlichen Abgeordneten getan habe. Dass Vilimsky auch im Flugzeug nach und von Brüssel nie neben mir saß (das wären, über den Daumen gepeilt, 300 Gelegenheiten gewesen), hatte einen einfachen Grund: Er flog immer Business-Klasse, ich Economy.

Der unsägliche Spionage-Vorwurf

Auch der nächste Paukenschlag hatte – im weitesten Sinne – etwas mit meiner Arbeit im österreichischen Außenministerium in den späten 1970er-Jahren zu tun. Zwei Wochen vor der Wahl zum Europäischen Parlament, es war ein Sonntagabend, rief mich Norbert Darabos an, der in der SPÖ-Zentrale die eigentlichen Fäden des Wahlkampfs zog. "Morgen erscheint in der "Kronen Zeitung" ein Artikel", sagte er mir ins Handy, und ich erkannte schon an seiner Kurzatmigkeit, dass da etwas ziemlich Gruseliges auf mich zukam, "… ein Artikel, in dem behauptet wird, du seist ein Spion für Jugoslawien gewesen …"